Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 113. Well, der Wedesweiler is fort, for nach den Philipp, was mein Hosband is zu honte, un ich sin froh gewese, bikahs ich sin schuhr, daß ere ihn finne duht. So weit is das Ding ja gut genug, awwer was hen ich for e Trubel mit die Wedesweilern! Ich sin reiteweg zu den Karli gange was unsern geheiratter Bub is un hen zu ihn gesproche, daß er in den Wedesweiler sei Aebsenz e wenig zu den Saluhn tende sollt un do hot er gesagt: Natt an juhr Leif. Ich hen en gute Schapp wo ich schönes Geld mache un nit viel zu schaffe brauche un das is grad was ich gleiche; denkst du ich sin so en verdollter Fuhl un kwitte mein Schapp un gehn in den Wedesweiler sein seckendhändige Saluhn for Bier auszudische? Es is ja gut genug, der Wedesweiler duht mich immer prammisse, daß er es recht mit machi deht, awwer bis uff die heutige Stund hen ich noch kein verdollte Cent gesehn. Bieseids das, duht es auch die Britschet, was meine Alte is, gar nit gleiche, wann ich so viel in die Saluhns sin. So, do hen ich's gehabt. Un so ebbes muß ich an mein Bub erlewe! Ei tell juh es is nit so iesig, e Faemmillie zu rehse. Ich sin reiteweg zu die Wedesweilern un denke Se emol, die hat ja schon gewißt, daß der Wedesweiler fort wär, for mich e Fehwer zu duhn! Do kann mer emol sehn, wie nodsie die is, alles duht se ausfinne un ich kann Ihne sage, ich hen noch nie nit so e Wummen gesehn. Lizzie, hor se gesagt, wann du mich den Wedesweiler in den Fahl odder in Winter fortgeschickt hättst, wo das Bißnes schloh is, dann hätt ich gar kein Kick komme gehabt ,awwer jetzt, wo das Bißneß widder e wenig uffpicke duht un wo speschjiellie der Pehltrehd buhme duht, do kann ich ihn hardlie spehre, wann ich nit den ganze Tag hinner die Bahn stehn will. Wedesweilern, hen ich gesagt, ich gesagt, ich fühle ja arig sarrie, daß ich dich so viel Trubel mache, awwer es is kein Juhs iwwer gespillte Milch zu greine, ich sin einige Zeit rettig, dich so viel zu assiste, wie du willst, bikahs ich möcht nit hen, daß du gar zu viel Trubel an mein Ekount dawwe duhst. Soll ich dich dein Lonsch koche, odder soll ich dich bei Haus uffstrehtene? Ach no, hot sie gesagt, awwer wann du e wenig hier in den Saluhn stehn willst ,bis ich von den Butscher zurück komme, dann kannst du's duhn, dann brauch ich doch wenigstens nit den Stohr zuzumache. Ahlrecht, hen ich gesagt un hen mein Hut un mei Dingfes abgenomme. Die Wedesweilern is fort gange un ich hen noch keine Minnit da gesosse, do is en Kostiemer komme un hot for e Kimmelche gefragt. Sellen Mann hen ich gleich gut gegliche, bikahs es gibt nicks besseres wie e Kimmelche. Ich hen den Dag selbst noch kein gehabt un do hen ich auch eins genomme. Well, hot der Mann gefragt, hen Wedesweilersch ausverkauft? Ich hen ihn eckplenht, daß ich nur en Freund von die Missus wär un se deht gleich reduhr komme. Well hot er gesagt, dann sollte ich ihn noch e Kimmelche gewwe un en Wasch dabei un wie er das gehabt hot, do hot er gesagt, ich sollt nur die Missus Wedesweiler sage, wann er widder komme deht, dann deht er bezahle, er hätt nit so viel lohse Tschehnsch in sei Packet un er wollt keine zwanzig Dahler Bill breche. Das is ahlrecht, hen ich gesagt un weil ich ich doch schon oft gesehn hen, daß en Saluhnkieper auch als emol ebbes duhn muß, do hen ich gesagt: „Hier, nehme Se en Schmoht ans Haus." Er hot sich e Zidar genomme un hot gesagt motsch obleitscht un is fort. O, ich denke ich deht en forschiklaeß Saluhnkieper mache. Es is mich eingefalle, daß ich den Mann gar nit for sein Name gefragt hen, awwer die Wedesweilern werd ihn schon kenne. Nach e kleine Weil is en kleiner Bub komme mit en Pehl un hot for e Peint Bier gefragt. Er hot gesagt, ich sollt ihn e gutes Mescher gewwe, bikahs sein Pa wär arig leident. Wei was is dann die Mätter mit ihn, hen ich gefragt und do hot er gesagt, er hätts uff die Brust un in sein Hals. Do hen ich dann an den Kehk erumgemonkied awwer ich hen nach alle Seite gedreht un gepullt un gepuscht un es is kei Bier komme. Newwer meind, hot das Kid gesagt, ich kann ja später widder komme. Hen Se mehbie en Bretzel for mich? Schuhr Ding, hen ich gesagt un hen ihn en schöne ausgepickt. Do hot er gesagt, er hätt auch noch siwwe Brieder und zwei Schweschtere wo auch Bretzel gleiche dehte. Well do hen ich ihn e ganzes Dutzend gewwe un er is fort. Mer muß doch ebbes duhn, for das Bißneß zu buhme. Jetzt sin zwei Männer komme wo jeder e Bierche hot hen wolle. Ich hen widder getreit wie alles un mit einem mal is die ganze Fahssett auß den Kehk eraus gefloge. Do hätte Se awwer emol sehn solle, wie das Bierche fortgelaufe is. Der ganze Flohr un die Bahr hen geschwomme. Ich hen mein Daume in das Loch gesteckt, for das Bier zu stappe. Ich hen's auch gestappt, bikahs es is keins mehr drin gewese, awwer denke Se nur emol an jetzt hen ich mein Daume nit mehr eraus gebracht. Ich hen gepullt wie alles, awwer es war kein Juhs. Do hen ich jetzt gestanne un hen die größte Angst ausgehalte; denke Se emol, mehbie mein Daume wär nie nit mehr erausgange un ich hätt mei ganzes Lewe lang mit den Kehk erum laufe müsse, wei, sell wär ja schrecklich gewese. Im Winter hätt ich mich ja mehbie en Muff draus mache lasse könne, awwer im Sommer, wei do hen ich ja gar nit dran denke könne, mitaus die Schillszu kriege. In meiner Herzensangst hen ich mich mit die eine Hand die Kimmelbattel getäckelt, for e wenig Kurrahsch zu kriege; ich hen die Battel an mei Meilche setze müsse un do is mich ebbes in die unrechte Kehl komme. Well, wie ich da gesoffert hen, das könne Se sich denke. Ich hen gekofft un hen gewürgt un die Auge sin mich iwwergegange, das war fiers. In sellen Moment is die Wedesweilern komme un was dann gehäppend is, das verzähl ich Ihne das nächste mol. Mit allerhand Achtung etc.

Lizzie Hanfstengel.

Epheu als Zerstörer.

Einen schlagenden Beweis für die zerstörende Wirkung, die das ungehemmte Wachsthum des Epheu hervorruft, kann man jetzt nur wenige Meilen im Norden von London erblicken. Eine interessante, schön gelegene alte Pfarrkirche ist zerstört worden durch diesen grünen Schmarotzer, der zu lange durch eine falsche Anschauung von malerischer Schönheit geduldet worden ist. Es ist die alte Allerheiligenkirche in Chingford in Essex, die am Abhang eines Hügels steht, der über das Thal des Lea blickt. Die Bauart zeugt von guter Arbeit, etwa um 1300, doch der größte Theil des Westthurmes und die Fenster des Nebenschiffes, ebenso die Kanzel zeigen, daß die Kirche im 15. Jahrhundert beträchtlich umgebaut wurde. Im Jahre 1845, als eine neue Kirche ungefähr eine Meile nördlich in Chingford Green erbaut wurde, ward die alte Kirche fast völlig verlassen, und nur selten fand ein Gottesdienst in dem allmählich verwahrlosenden Gotteshause statt.

Jetzt beging man auch den betrüblichen Fehler, den Wuchs des Epheus zu befördern, und ließ ihn üppig und ungezügelt überall hinwuchern, über die Dächer sowohl als über die Mauern. Man empfand einen gewissen Stolz über das alte Gebäude. Die Größe der Epheublätter, die Ueppigkeit ihres Wachsthums wurde als eine besondere Schönheit betrachtet, zu der man sich nur Glück wünschen könnte. Die alte Kirche wurde fortwährend photographirt. Eine Minderzahl intelligenter Leute prophezeite, daß in einigen Jahren der Epheu Herr des Gebäudes sein werde; aber die Epheustämme galten für heilig und je dichter die Pflanzen das Dach bedeckten, desto „hübscher" fand man die Kirche.

Im Februar dieses Jahres, bei kaltem und windigem Wetter, erfolgte der Zusammenbruch. Das ganze Dach des Mittel- und Südschiffes stürzte völlig ein und zerbrach und vernichtete dabei die Mauern, die nun wohl bald nachfolgen werden. Der gegenwärtige Anblick der alten Kirche ist höchst kläglich. Die riesigen Aeste des grausam umklammernden Epheu hängen um die Kirche in gewaltigen schlangenähnlichen Windungen und schlingen sich nach verschiedenen Richtungen durcheinander. Der weithin ausgebreitete Epheustamm an einem Strebepfeiler der Nordseite des Mittelschiffes mißt 3 Fuß von einer Seite zur anderen. Auf der Südseite ist eine sehr interessante Vorhalle aus Backsteinen, etwa um 1500 erbaut; auch sie ist nach allen Richtungen hin geborsten und das ist kein Wunder. Ein einziger Epheustamm an ihrer Ostseite hat einen Umfang von 2½ Fuß und ein anderer mißt 2 Fuß, während sich an der Westseite ein ganzer Wald alter Büsche von ungeheurer Ueppigkeit in das Gebäude hineingeschoben hat.

Die Galgen von Hildesheim.

In Hildesheim sind vor Alters zwei Richtstätten gewesen. Für die Altstadt auf dem Steinberge und für die Neustadt auf dem gegenüberliegenden Galgenberge; die letztere Stätte ist noch heute durch eine Umzäunung gekennzeichnet, hat einen weiten Ausblick auf die Stadt und die norddeutsche Tiefebene, wodurch wohl manchem armen Sünder der Abschied vom Diesseits noch recht erschwert worden sein mag. Nun soll es sich einst zugetragen haben, daß der Bürgermeister der Altstadt zu seinem Neustädter Amtsbruder mit der Bitte kam, man möge gestatten, daß ein Delinquent der Altstädter auf dem Galgenberg gehenkt werde, da der eigene Galgen auf dem Steinberge in Reparatur sei. Er soll aber schnöde abgewiesen worden sein mit der Entgegnung: „Dä Galge is for ösch (uns) un use Kinner!"

Die Kaiserin als Pathin.

Daß die deutsche Kaiserin nur in bestimmten Fällen Pathenstellen anzunehmen pflegt, dürfte noch wenig bekannt sein. Der Arbeiter Prantz in Eulau (Kreis Sprottau) hatte kürzlich die Kaiserin gebeten, bei seinem jüngstgeborenen Töchterchen eine Pathenstelle anzunehmen. Hierauf ist jetzt dem Bittsteller aus dem Kabinett der Kaiserin unter gleichzeitigem Beischluß eines Gnadengeschenkes von 20 Mark die Mittheilung zugegangen, daß die Kaiserin grundsätzlich Pathenstellen nur in solchen Familien übernehme, die mit ihrem Hause verwandt oder ihr persönlich bekannt seien.

Eine brenzliche Geschichte.

Humoreske von Paul Bliß.

Fräulein Lotte saß ernst und würdevoll da, die Hände übereinander gelegt, und gehorsam wie ein Schulkind; natürlich wurde ihr dies schwer genug, denn sonst war sie ein „Hans in allen Gassen," der immer den Kopf voller Thorheiten hatte; heute aber sprach der Herr Papa ein ernstes Wort mit ihr, und da gab es kein Muckfen, da mußte still gesessen und Mund gehalten werden, denn der Herr Papa war für Tollheiten nicht zu haben.

Ruhig und mit ernsten Worten sprach der Vater zu ihr: „Also, mein Kind, Du weißt, wir sind keine reichen Leute, deshalb sei verständig und überleg' Dir die Sache ernsthaft, — wer weiß ob sich Dir zum zweiten Male eine so gute Partie bietet — natürlich will ich Dich absolut nicht drängen, aber ich glaubte, Dir dies alles sagen zu sollen, bevor Du den jungen Mann kennen lernen wirst."

„Und wann werde ich ihn kennen lernen?" fragte die Kleine mit leisem Schmollen.

„Der Vetter schreibt, daß wir ihn in diesen Tagen, vielleicht schon heute, hier erwarten können."

„Nun gut, so will ich ihm freundlich begegnen, Papa; mehr kann ich doch vorerst nicht gut thun, nicht wahr?" meinte sie heiter.

Der Vater nickte, küßte ihr das Haar und die Stirn, dann ging er hinaus.

Kaum war der alte Herr fort, da sprang Lotte auf, fuhr herum wie ein Wirbelwind und rief: „Das sollte mir gerade fehlen! — so Hals über Kopf verheirathen lassen, — ich denk' ja nicht daran! — und wenn er wie ein Apoll aussähe und reich wie ein Krösus wäre, ich nähm' ihn doch nicht, — schon aus Opposition nicht!"

Aber da trat Mamachen ein und hörte die letzten Worte, und nun ging es von neuem mit der Predigt los.

„Kind, Kind!" rief die alte Dame mit leisem Vorwurf, „wirst Du denn nie zur Vernunft kommen! Beherzige doch, was Dir Papa soeben erst gesagt hat."

Lotte aber umhalste die alte Mutter, tanzte mit ihr durchs Zimmer und sang statt aller Antwort eine flotte Operettenmelodie; und als sich Mamachen endlich athemlos freigemacht hatte und von neuem mit der Strafpredigt beginnen wollte, da machte das lustige Mädel einen würdevollen tiefen Knix und entschlüpfte in sein Zimmer, das es hinter sich abschloß.

Und nun warf sie sich auf die Chaiselongue, schloß das Fach eines nebenstehenden Tischchens auf und holte eine Cigarettendose daraus hervor.

Nun gab sie sich dem Genuß des Rauchens hin, der um so süßer war, weil ihn Papa auf das Strengste untersagt hatte.

Lang ausgestreckt lag sie da, blies den blauen Rauch der Cigarrette in die Luft und überdachte recht behaglich alles das ,was Papa ihr eben so ernst vorgetragen hatte.

Mit einem Male richtete sie sich hoch auf und horchte — einen Moment nur — dann sprang sie entsetzt auf, denn sie hatte Schritte und Stimme des Vaters erkannt.

Hilf Himmel! wenn er eine Spur des Rauches entdeckte — es gäbe einen gräßlichen Aerger!

Rathlos lief sie umher und suchte nach einem Ort, wohin sie die Cigarette werfen konnte; aber in der Eile fand sie keinen Platz, der nicht zum Verräther geworden wäre; endlich öffnete sie kurz entschlossen das Fenster und warf die brennende Cigarette hinaus.

Aber, o Schreck! O Entsetzen! Die Cigarette fiel nicht auf die Erde, sondern auf den hellgrauen Hut eines jungen Herrn, der eben in die Hausthüre treten wollte.

Athemlos vor Schreck und Angst sank sie auf einen Stuhl.

Aber der Vater, den sie erwartet hatte, kam nicht, er ging vorüber und war nun in seinem Bureau, wo sie ihn sprechen hörte.

Doch der junge Herr, der Unglückselige!?

Das sonst so tolle und lustige Mädel war dem Weinen nahe.

Plötzlich ertönte die Glocke im Flur. „Das ist er! Das ist er! Jetzt, Himmel, steh' mir bei!" flüsterte sie in namenloser Angst.

Dann schlich sie an die Thür, öffnete sie ein ganz klein wenig und horchte.

Eine Minute verging. Es erschien ihr wie eine Ewigkeit. Endlich kam das Dienstmädchen und öffnete.

Er war es! Er war es wirklich! Der Athem stand ihr still.

Sie hörte, wie er nach dem Herrn Rath fragte — sah, wie er seine Karte abgab, — sah, wie das Mädchen in Papas Bureau ging, — und wie eine endlose Ewigkeit erschien ihr das Alles; endlich dann kam das Mädchen zurück — er möge in den Salon treten und ein wenig entschuldigen, der Herr Rath käme sogleich.

Da athmete sie auf. Nun hieß es, handeln.

Schnell entschlossen betrat sie den Salon. Mit ehrerbietigem Gruß trat der junge Herr näher und machte ihr eine Verbeugung.

Sie nahm sich meisterhaft zusammen, preßte all' ihre Angst zurück und sagte mit einer ganz leise erzitternder Stimme: „Ich weiß, weshalb Sie kommen, mein Herr. Ich bitte vielmals um Entschuldigung, ich war so sehr in Erregung, daß ich nicht genau hinsah, wohin die Cigarette fiel. Aber glauben Sie mir auf mein Wort, daß es absichtslos geschah und daß ich lebhaft bedauere, Ihnen den Schaden zugefügt zu haben."

Mit einem feinen Lächeln entgegnete er: „Ach so, Ihnen, gnädiges Fräulein, verdanke ich dies kleine Luftloch!" wobei er seinen hellgrauen Seidenfilz hochhob und das niedliche kleine Loch zeigte, das die fallende Cigarette eingebrannt hatte.

Erröthend antwortete sie: „Wie gesagt, mein Herr, ich kann nur vielmals um Verzeihung bitten! Und übrigens bin ich auch gern bereit, den Schaden sofort zu ersetzen!"

„Aber nein!" wehrte er lächelnd ab, das ist ja gar nicht der Rede werth! — Nur möchte ich mir die ergebenste Anfrage erlauben, weshalb Sie die Cigarette denn gerade zum Fenster hinauswerfen? Sonst benutzt man dazu doch meist einen Aschenbecher."

Immer mehr erröthend antwortete sie nun: „Ich will Ihnen die reine Wahrheit gestehen, mein Herr, ich rauchte gegen den Willen Papas, und um mich nicht abfassen zu lassen, warf ich die Cigarette zum Fenster hinaus."

„Ah! Sie selber gnädiges Fräulein, sind eine so leidenschaftliche Raucherin! Das ist mir ja sehr interessant, zu erfahren!" — bewundernd sah er sie an.

Sie aber, immer verlegener in der Angst, daß der Papa jeden Augenblick kommen könne, bat nun: „Und nicht wahr, mein Herr, Sie werden mich nun nicht bei Papa verrathen?"

„Gewiß nicht, mein gnädiges Fräulein!" versicherte er glückstrahlend und schlug die Hacken stramm militärisch zusammen.

„Dafür danke ich Ihnen, mein Herr!" rief sie freudig und reichte ihm offenherzig die Hand hin.

Sofort ergriff er diese kleine, weiche zarte Hand und küßte sie herzhaft, so herzhaft, daß Lotte mit leisem Schreck zusammenzuckte und die Hand angstvoll zurückzog.

In diesem Augenblick trat der Herr Rath ein.

„Was seh' ich," rief er freudig, „Herr von Bersterfels, Sie erweisen uns die Ehre so bald! Mein Vetter schrieb mir erst soeben — — —"

Lächelnd antwortete der junge Herr: „Ganz recht, Herr Rath, mein Kommen ist verfrüht, ich war durch ein Telegramm hergerufen, und da ich nun einmal hier war, wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, meine Aufwartung bei Ihnen zu machen!"

„Sehr liebenswürdig! Seien Sie uns herzlich willkommen!"

Lotte aber stand dabei und wurde bald blaß, bald roth, denn erst jetzt erfuhr sie, wem sie da die Cigarette auf den Hut geworfen hatte.

Als nun der alte Herr seinen jungen Gast zum Sitzen einlud und ihm den Hut abnahm, bekam Lotte einen neuen Schreck, denn Papachen besah lächelnd das Loch im Filze und fragte heiter: „Was haben Sie denn damit gemacht?"

Der junge Herr aber antwortete glückstrahlend: „Ja. Herr Rath, dies unscheinbare Löchelchen, ist für mich eine sehr, sehr liebe Erinnerung!"

Und da athmete Lotte wieder auf und dankte ihm dann durch einen zufriedenen, glückverheißenden Blick.

Später kam dann auch das Mamachen, das von Lotte herbeigeschleppt wurde, und als nach einer schnell vergangenen Plauderstunde der junge Herr sich empfahl, da sagte die kleine, sonst so wilde Lotte nichts mehr von Opposition.

Am anderen Morgen brachte ihr ein Dienstmann einen Strauß und ein ganz kleines Packetchen, und als sie dies aufwickelte, kam ein reizender silberner Aschenbecher zum Vorschein, und auf dem Billet standen die paar Worte: „Meine kleine Frau darf immer rauchen, wenn sie nur will."

Da lachte die kleine Lotte ganz heimlich und küßte das Billet voll Glückseligkeit.

Die Nase als Künderin des Charakters.

Wie man aus der Hand, aus der Schädelbildung, aus dem Kinn weitgehende Aufschlüsse über den inneren Menschen zu gewinnen meint, so ist auch die Bedeutung der Nase für die Physiognomik stets erkannt worden. In einem französischen Blatte findet sich eine amüsante Zusammenstellung solcher Merk- und Kennzeichen. Danach kündet eine kühn gebogene Adlernase Kraft und Muth an. Eine platte krause Nase zeugt von Ironie und Lustigkeit. Eine kleine, schmale, mißgestaltete drückt Furcht und Feigheit aus. Enge, glänzende, zarte Nasenlöcher sind Kennzeichen von Sinnlichkeit, und weite Nasenlöcher erzählen von angestrengtem Arbeiten seit früher Kindheit. Wer einen Höcker auf der Nase hat, ist von sanguinischem oder schwächlichem Charakter; jedenfalls ist er sehr leicht aufgeregt. Sehr krumme Nasen schließlich sollen fast stets auf ein excentrisches, ein wenig närrisches Wesen schließen.

Aus einer japanischen Zeitung des Jahres 2000: Die Angehörigen dieser aufstrebenden europäischen Nation wurden die „Japaner des Westens" genannt.

* * *

Die europäischen Schuster protestiren gegen die Einfuhr amerikanischer Schuhe. Meister Schuhriem weiß, wo ihn der Schuh drückt.

* * *

Man kann den Geist nicht zu sehr spitzen, ohne zugleich das Herz abzustumpfen.

Sachalin.

Nördlich vom Japanischen Archipel, angeschmiegt an das Festland, ragt aus dem Ozean ein langer, schmaler, seltsam gestalteter Landrücken hervor. Es ist die Insel Sachalin. Wer auf die Karte schaut und mit einer lebhaften Phantasie begabt ist, könnte an einen Saurier der Vorwelt denken, der seinen Rachen aufsperrt, um einen leckeren Bissen zu verschlucken.

Wie sieht es auf dieser großen russischen Insel aus? Wird sie das Objekt irgend welcher strategischer Operationen seitens der Japaner werden?

Im verflossenen Jahre hat der talentvolle russische Schriftsteller W. M. Doroschewitsch ein interessantes Buch über Sachalin als Strafkolonie herausgegeben. Aus den sehr zahlreichen Illustrationen und den Kommentaren des Verfassers kann man sich eine klare Vorstellung von dieser Insel machen.

„Den 20. Mai a. S." (1. Juni n. Stils) erzählt der Verfasser, „langte ich in Onor an, einer Siedelung im Centrum der Insel. Als ich den nächsten Morgen aufwachte, gewahrte ich das Bild eines hellen, kalten, köstlichen Wintermorgens. Nachts war Schnee gefallen. Ein weißes Leichentuch, 30 Centimeter dick, bedeckte die Landschaft. Der Schnee hielt sich noch zwei Tage. Dieser Vorfall gibt einen Begriff von den klimatischen Verhältnissen Sachalins."

Sturmdurchtost sind die einsamen Meere, welche die merkwürdige Insel umspülen. Der Tatarensund gehört zu den gefährlichsten Meerengen der Welt. Zahlreiche Wracks reden eine deutliche Sprache. Hier wechseln im Sommer todte Windstillen, undurchdringliche Nebel und wüthende Stürme binnen einem Zeitraum von wenigen Minuten mit einander ab. Wehe dem Schiff, das sich von einem Schneesturm überraschen läßt! Der Anker faßt keinen Grund, denn die glatten Schieferschichten der Insel setzen sich unter dem Meere fort.

Sturmdurchtost, wie das Meer, ist auch die Insel Sachalin. Oben im Norden fegt der Orkan über einsame Tundren. Weiter südwärts beim Posten Alexandrowsk, der „Hauptstadt" der Verbrecherkolonie, beginnen undurchdringliche Urwälder. Meilenweit bedecken verschiedene Nadelholzarten die vielfach durcheinandergeworfenen Schieferschichten, die, wo sie unbewaldet sind, einem erstarrten Wellenmeere glichen. Todtenstille herrscht in dieser Wildniß. Kein fröhliches Vogelgezwitscher unterbricht sie. Und zur Stille gesellt sich die Finsterniß. Oft hat der Wind die Kronen Dutzender von Bäumen zu einem undurchdringlichen Dach zusammengepeitscht; wo sie einzeln stehen, da fehlen ihnen durchwegs die Aeste an der Wetterseite. Dann gleichen ihre Gipfel der langgezogenen Rauchwolke, die dem Schornstein des Dampfers entquillt.

Weiter nach dem Süden der 949 Kilometer langen Insel zu ändert sich das Bild. Im Korsakowschen Bezirke trifft man den Lerchenbaum, die sibirische Zeder, die Birke und andere Laubhölzer an, und zahlreiche Siedelungen bekunden, daß es sich hier einigermaßen erträglich leben läßt.

Bis zum Jahre 1875 gehörte die Südhälfte der Sachalins zu Japan. Damals fand der Umtausch des Gebiets gegen die russischen Kurilen statt. Damals hausten in den Wäldern dieser Insel nur Bären, Giljaken, Orotschonen, Tungusen und Ainos, jenes seltsame Volk mit den gutmüthigen, sinnenden Augen, welches der Haartracht der Poeten huldigt und seine Sonntagskleider aus stinkenden Fischhäuten fertigt. Jetzt dient Sachalin den Russen als Strafkolonie. Das administrative Zentrum derselben ist der Posten Alexandrowsk, ein Ort vom Typus der kleinen russischen Provinzstädte. Man findet in ihm dieselbe ungepflasterte Hauptstraße, dieselben hölzernen Fußsteige, dieselben Bretterzäune, hinter welchen elende Bäumchen hervorgucken, wie anderwärts im weiten Rußland. Die Anzahl der steinernen Gebäude beziffert sich auf ganze zwei.

Zwanzig- bis dreißigtausend der gefährlichsten Verbrecher aus allen Gauen des Riesenreichs sind auf der Insel zusammengedrängt. Wer die ihm zugemessene Frist der Zwangsarbeit hinter sich hat, muß hier eine Anzahl von Jahren als Ansiedler leben. Ist auch diese Prüfungszeit vorüber, so darf er gehen, wohin er will. Und wer es nur vermag, verläßt Sachalin. Der Russe ist nicht im Stande, den Kampf um's Dasein mit dieser wilden Natur zu führen. Die „Zwangsarbeit" beginnt für ihn erst, wenn er als Kolonist leben muß und sich selber ernähren soll. „In Sachalin wird man um zwanzig Kopeken todtgeschlagen", sagt Doroschewitsch, „so groß ist die Armuth und der Hunger der Bevölkerung." Selbstverständlich ist hier der Boden für den Alkoholismus günstig. Die gangbarste Münzeinheit auf der Insel sind die Anweisungen der Beamten auf eine Flasche Spiritus aus dem Regierungsdepot. „Für Spiritus kann man in Sachalin alles kaufen und verkaufen, bis auf seine Frau und Tochter."

Und doch birgt der Boden der großen Insel manche Schätze. Man hat schon mächtige Steinkohlenflötze entdeckt, ferner Naphtaquellen. Anzeichen für das Vorkommen von Eisen und Gold sind vorhanden. „Aber alles dies wirft so gut wie gar nichts ab," sagt Doroschewitsch, „denn die Hütteningenieure müssen sich mit den Angelegenheiten der Strafkolonie befassen, während die Aufseher der Sträflinge die bergmännischen Arbeiten leiten. Ebenso geht es mit der Landwirthschaft der Kolonisten und mit der Fischerei. Die erstere wird von abgewirthschafteten Gutsbesitzern beaufsichtigt, die Letztere von Leuten, die nichts von der Sache verstehen."

„Welch ein phantastisches Bild!" ruft der russische Schriftsteller aus, indem er den Fischreichthum dieser Küsten beschreibt. „Welch ein phantastisches Bild! Man denkt an eine Theaterdirektion aus einem Feenmärchen! Im dunkelgrünen Meere fließt gleichsam ein Milchstrom einher. Es sind Myriaden von Häringen, die vorüberziehen! Ringsum aber blasen die Wale lustig ihre Wasserstrahlen in die Lüfte, brüllen Herden von Seelöwen und kreischen Tausende hungriger Möven."

Weil es aber den Russen Sachalins an Intelligenz, an Kapital, an Unternehmungslust mangelt, so gehört dieser Reichthum den Japanern. Im Jahre 1900, schreibt man in der Petersburger Novoje Wremja, wurde Sachalin von 13,400 japanischen Fischern und Seeleuten aufgesucht. 141 Dampfer und 145 Segelschiffe brachten den Fang heim, der zum größten Theil an Ort und Stelle zu Fischdünger eingesotten wird. Durchschnittlich nimmt das Zollamt von Hakodale 2,800,000 Rubel von der Waare ein, welche die japanischen Fischer von den russischen Küsten heimbringen. Man kann also daraus ihren Werth auf achtzehn bis zwanzig Millionen Rubel schätzen.

Die hochentwickelte japanische Landwirthschaft bedient sich fast ausschließlich dieses Fischdüngers. Ohne ihn ist keine gute Reisernte zu erzielen, und ohne Reis muß Japan hungern. Es ist also vorauszusetzen, daß, schon in nächster Zeit, die Japaner einige Punkte des südlichen Sachalins besetzen werden. Bleiben sie Herren der See, so könnte es wohl geschehen, daß sie die Insel als Faustpfand auch nach dem Friedenschlusse behalten, wie das japanische Parlamentsmitglied Herr Sibo-Saro in seinem Buche „Der russisch-japanische Krieg" schon vor einiger Zeit ausgesprochen hat.

Wanderzüge.

Der Kampf des Kapitals, auf welchem Gebiete er sich abspiele, ist uns etwas Alltägliches geworden. Nur der Gegenstand, um den es sich handelt, bietet Abwechslung. So ruft gegenwärtig der Ratenkampf der Ozeandampfschifffahrts-Gesellschaften großes Interesse hervor. Es gilt dabei durch Unterbieten der Frachtpreise für die Massenauswanderung, sich gegenseitig aus dem Feld zu schlagen. Das Objekt, das in's Spiel kommt, ist der Mensch.

Durch die erbitterten Kämpfe der Ozeanfrachtgesellschaften sieht sich unser Generaleinwanderungskommissär Sargeant enttäuscht in seinen Hoffnungen, daß eine Abnahme der Einwanderung erfolge. Auf der anderen Seite des Ozeans ist man bereits auf dem Standpunkte angelangt, die Auswanderung als eine Volkskrankheit zu betrachten, für die ein Heilmittel gefunden werden müsse.

Schwer leidet vor allem Oesterreich unter der Auswanderung. In den jüngsten Jahren haben nicht weniger als 200,000 Menschen die Flucht über das Weltmeer angetreten. Fast alle Wanderzüge, von denen die Geschichte bisher zu berichten weiß, treten dagegen in den Hintergrund. Es verschwindet das Trekken der Buren vom Kap nach Norden, sogar die Emigration zur Zeit der französischen Revolution.

Der Segler über das Weltmeer hat gewöhnlich einen schweren Kampf bestanden, ehe er sich entschloß, der heimathlichen Scholle den Rücken zu kehren und mit althergebrachten Gewohnheiten zu brechen. Nur der Mangel an Erwerbsgelegenheit, das beständige Ernährungsdefizit, führt zum letzten Entschluß. Gerade jene, die unter unendlichen Schwierigkeiten das kleine Kapital zum Weggeld und zur Eintrittserlaubniß in das neue Land aufbrachten, sind in Arbeit gestählte Männer. Oft kehren die besten Elemente der Heimath den Rücken. Solche thatkräftige Menschen hat die Basis für die auf so vielen Gebieten leistungsfähige Bevölkerung unseres Landes gebildet.

Immer vorsichtiger wird das Thor für diese Wanderzüge geöffnet, obgleich sie das Land gastfreundlich aufnehmen könnte. Man übersieht dabei, daß auch die jetzige Bevölkerung die Nachkommenschaft von Männern ist, deren physische und moralische Kraft sich durch Muth, Unternehmungsgeist und Opferwilligkeit errichtet hat. Sie sind so stark geworden, weil sie die Ketten der Noth zu brechen wußten, an die sie gefesselt waren. Die Vergangenheit lehrt, daß das unlautere Element, das seinen Weg zu unserer Küste fand, stets selbst schnell zugrunde ging. Also von dieser Seite ist die wenigste Gefahr zu befürchten.

Aus einem höfischen Festbericht: Der weite Saal war von Hoheits huldvollem Lächeln und tausenden elektrischen Lampen erhellt.

* * *

Von allen Originalen pflegt dasjenige als das originellste bekundet zu werden, was schon Jeder gesehen, und noch Keiner gesagt hat.